



UMBERTO ECO
DIE
BIBLIOTHEK

Hanser

UMBERTO ECO

DIE BIBLIOTHEK

*Aus dem Italienischen
von Burkhard Kroeber*

Carl Hanser Verlag



Beginnen wir, angesichts der Ehrwürdigkeit unseres Gegenstandes, mit einer Lesung aus der Schrift; nicht zu Informationszwecken, denn wenn man aus einem heiligen Buch liest, wissen schon alle, was es besagt, sondern in liturgischer Absicht, zur rechten Einstimmung des Geistes. Also:

»Das Universum (das andere die Bibliothek nennen) setzt sich aus einer unbegrenzten und vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen, mit weiten Entlüftungsschächten in der Mitte, die mit sehr niedrigen Geländern eingefasst sind. Von jedem Sechseck aus kann man die unteren und oberen Stockwerke sehen: ohne ein Ende. Die Anordnung der Galerien ist unwandelbar dieselbe. Zwanzig Bücherregale, fünf breite Regale auf jeder Seite, verdecken alle Seiten außer zweien: ihre Höhe, die sich mit der Höhe des Stockwerks deckt, übertrifft nur wenig die Größe eines normalen Bibliothekars. Eine der freien Wände öffnet sich auf einen schmalen Gang, der in eine andere Gale-

rie, genau wie die erste, genau wie alle, einmündet. Links und rechts am Gang befinden sich zwei winzige Kabinette. In dem einen kann man im Stehen schlafen, in dem anderen seine Notdurft verrichten. Hier führt die Wendeltreppe vorbei, die sich abgrundtief senkt und sich weit empor erhebt. In dem Gang ist ein Spiegel, der den Schein getreulich verdoppelt. (. . .) Auf jede Wand jeden Sechsecks kommen fünf Regale; jedes Regal faßt zweiunddreißig Bücher gleichen Formats; jedes Buch besteht aus vierhundertzehn Seiten, jede Seite aus vierzig Zeilen, jede Zeile aus etwa achtzig Buchstaben von schwarzer Farbe. Buchstaben finden sich auch auf dem Rücken jeden Buches; doch bezeichnen diese Buchstaben nicht, deuten auch nicht im voraus an, was die Seiten sagen werden. Ich weiß, daß dieser fehlende Zusammenhang zuweilen mysteriös angemutet hat.

Vor fünfhundert Jahren stieß der Chef eines höheren Sechsecks auf ein Buch, das so verworren war wie die anderen, das jedoch fast zwei Bogen gleichartiger Zeilen aufwies. Er zeigte seinen Fund einem wandernden Entzifferer, der ihm sagte, sie seien in Portugiesisch abgefaßt; andere sagten dagegen, in Jiddisch. Vor Ablauf eines Jahrhunderts konnte die Sprachform bestimmt werden: es handelte sich um eine samojedisch-litauische Dialektform des Guarani mit einem Einschlag von klassischem Arabisch. Auch der Inhalt wurde entschlüsselt: es waren Begriffe der kombinatorischen Analysis, dargestellt an Beispielen sich unbegrenzt wiederholender Variationen. Diese Beispiele versetzten einen genialen Bibliothekar in die Lage, das Grundgesetz der Bibliothek zu entdecken. (. . .)

Die Ruchlosen behaupten, daß in der Bibliothek die Sinnlosigkeit normal ist, und daß das Vernunftgemäße (ja selbst das schlecht und recht Zusammenhängende) eine fast wundersame Ausnahme bildet. Sie sprechen (ich weiß es) von der »fiebernden Bibliothek, deren Zufallsbände ständig in Gefahr schweben, sich in andere zu verwandeln, und die alles behaupten, leugnen und , durcheinanderwerfen wie eine delirierende Gottheit«. Diese Worte, die nicht nur die Unordnung denunzieren, sondern sie mit einem Beispiel belegen, liefern einen offenkundigen Beweis des verwerflichen Geschmacks der Urheber und ihrer verzweifelten Unwissenheit. In der Tat birgt die Bibliothek alle Wortstrukturen, alle im Rahmen der fünfundzwanzig Schriftzeichen möglichen Variationen, aber nicht *einen* absoluten Unsinn. (. . .)

Sprechen heißt: in Tautologien verfallen. Diese überflüssige und wortreiche Epistel existiert bereits in einem der dreißig Bände der fünf Regale eines der unzähligen Sechsecke - und auch ihre Widerlegung. (Eine Zahl n möglicher Sprachen verwendet den gleichen Wortschatz; in einigen erlaubt das Symbol *Bibliothek* die korrekte Definition *überall vorhandenes und fortdauerndes System sechseckiger Galerien*, aber *Bibliothek* ist *Brot* oder *Pyramide* oder irgend etwas anderes, und die sieben Wörter, die sie definieren, haben einen anderen Bedeutungswert. Bist du sicher, Leser, daß du meine Sprache verstehst?«

Amen.

Der Abschnitt stammt, wie jeder weiß, von Jorge Luis Borges, aus seiner Erzählung *Die Bibliothek von Babel**, und ich frage mich, ob nicht mancher von unsern Lesern, Bibliotheksbenutzern, Bibliothekaren beim Wiederlesen und Wiederbedenken dieser Seiten an eigene Erfahrungen denken muß, Erfahrungen in seiner Jugend oder in späteren Jahren mit langen Korridoren und langgezogenen Sälen. Mit anderen Worten, es stellt sich die Frage, ob die nach dem Bild und Modell des Universums gestaltete Bibliothek von Babel nicht auch nach dem Bild und Modell vieler möglicher Bibliotheken gestaltet ist. Und ich frage mich, ob es möglich ist, über die Gegenwart oder die Zukunft der existierende Bibliotheken zu sprechen, indem man reine Phantasiemodelle ersinnt. Ich glaube ja.

Eine Übung zum Beispiel, die ich verschiedentlich gemacht habe, um die Funktionsweise eines Codes zu erklären, betraf zunächst einen sehr elementaren vierstelligen Code zur Lokalisierung von Büchern in einer Bibliothek, in dem die erste Stelle den Saal bezeichnet, die zweite die Wand, die dritte das Regal an der Wand und die vierte den Ort des Buches im Regal, so daß eine Signatur wie 3-4-8-6 bedeutet: dritter Saal vom Eingang, vierte Wand links, achtes Regal, sechster Platz. Dann aber merkte ich, daß man auch mit einem so elementaren Code (er ist nicht der Dewey) sehr interessante Spiele machen kann. Zum Beispiel kann man 3335-3335-3335-3335 schreiben, und schon ergibt sich das Bild einer Bibliothek mit einer immensen Anzahl von Räumen: Jeder Raum hat eine polygonale Form,

* Vgl. Jorge Luis Borges, *Gesammelte Werke*, Band 3/I, Hanser 1981

mehr oder minder wie ein Bienenauge, denn er kann mehr als 3000 oder gar 33 000 Wände haben, und er unterliegt nicht der Schwerkraft, denn die Regale können sich auch an den oberen Wänden befinden, und jede dieser mehr als 33 000 Wände ist riesig, denn sie kann mindestens 33 000 Regale aufnehmen, und jedes davon ist unglaublich lang, denn es kann mehr als 33 000 Bücher fassen.

Ist dies eine mögliche Bibliothek, oder gehört sie nur in ein Phantasie-Universum? Jedenfalls erlaubt auch ein schlichter Code, der für eine Hausbibliothek erdacht worden ist, solche Variationen oder Projektionen und sogar den Gedanken an polygonale Bibliotheken. Ich schicke dies voraus, weil ich, als ich mir überlegte, was man über Bibliotheken sagen kann, zunächst die gewissen oder Ungewissen Funktionen einer Bibliothek zu bestimmen versuchte. Zu diesem Zweck inspizierte ich kurz die Bibliotheken, zu denen ich Zugang hatte, da sie auch nachts geöffnet sind - nämlich die des Assurbanipal in Ninive, die des Polykrates auf Samos, die des Peisistratos in Athen, die von Alexandria (die schon im dritten Jahrhundert v.Chr. 400000 Bände enthielt und dann im ersten, mit der des Serapeions, 700000 Bände umfaßte), schließlich die Bibliothek von Pergamon und die des Augustus (zur Zeit Kaiser Konstantins gab es 28 Bibliotheken in Rom). Ferner habe ich eine gewisse Vertrautheit mit einigen benediktinischen Klosterbibliotheken, und so begann ich mich zu fragen, worin eigentlich die Aufgabe einer Bibliothek besteht.

Anfangs, in den Zeiten des Assurbanipal oder des Polykrates, war es wohl nur das einfache Unterbringen

der Schriftrollen oder Bände, damit sie nicht in der Gegend herumlagen. Später, denke ich, kam dann das Sammeln und Hüten hinzu, denn schließlich waren die Rollen teuer. Noch später, zu Zeiten der Benediktiner, war es auch das Kopieren - die Bibliothek sozusagen als Durchgangszone: das Buch trifft ein, wird abgeschrieben, das Original oder die Kopie verläßt sie wieder.

Zu manchen Zeiten, vielleicht schon zwischen Augustus und Konstantin, war die Aufgabe einer Bibliothek sicher auch das Bereitstellen ihrer Bücher zum Lesen, also mehr oder weniger das, was die schöne Resolution der UNESCO besagt, in der es heißt, es sei einer der Zwecke von Bibliotheken, dem Publikum das Lesen zu ermöglichen.

Später sind dann aber Bibliotheken entstanden, die eher den Zweck verfolgten, das Lesen *nicht* zu ermöglichen, die Bücher unter Verschuß zu halten, sie zu verbergen. Allerdings waren diese Bibliotheken auch so beschaffen, daß man Funde in ihnen machen konnte. Wir staunen immer wieder über die Fähigkeit der Humanisten des 15. Jahrhunderts, verschollene Handschriften wiederzufinden. Wo fanden sie sie? In Bibliotheken. In Bibliotheken, die teilweise zum Verbergen dienten, aber auch zum Bewahren und damit zum Fundemachen.



J. Ch. 15.

Angesichts dieser Aufgabenvielfalt einer Bibliothek erlaube ich mir nun, ein Negativmodell aufzustellen, das Modell einer schlechten Bibliothek in 19 Punkten. Natürlich ist es ein fiktives Modell wie das der polygonalen Bibliothek. Doch wie in allen Fiktionen, die ähnlich den Karikaturen aus der Kombination von Pferdeköpfen auf Menschenleibern mit Sirenen-schwänzen und Sehlängenschuppen entstehen, kann, glaube ich, jeder von uns in diesem Negativmodell Elemente finden, die ihn an eigene Abenteuer in den entlegensten Bibliotheken unseres Landes und anderer Länder erinnern. Eine gute Bibliothek im Sinne einer schlechten Bibliothek (also ein gutes Beispiel für das Negativmodell, das ich hier aufzustellen versuche) muß zunächst und vor allem ein ungeheurer Alptraum sein, ein totales Horrorgebilde, und so gesehen ist die Beschreibung von Borges schon richtig.

1) Die Kataloge müssen so weit wie möglich aufgeteilt werden: man verwende größte Sorgfalt darauf, den Katalog der Bücher von dem der Zeitschriften zu trennen und den der Zeitschriften vom Schlagwort- oder Sachkatalog, desgleichen den Katalog der neuerworbenen Bücher von dem der älteren Bestände. Nach Möglichkeit sollte die Orthographie in den beiden Bücherkatalogen (Neuerwerbungen und alter Bestand) verschieden sein: beispielsweise Begriffe wie »Code« in dem einen mit C, in dem anderen mit K, oder Eigennamen wie Tschaikowsky bei den Neuerwerbungen mit einem C, bei den anderen mal mit Ch, mal mit Tch.

2) Die Schlagworte müssen vom Bibliothekar bestimmt werden. Die Bücher dürfen, entgegen der üblichen Unsitte, die sich neuerdings bei amerikanischen Büchern breitmacht, im Impressum keinen Hinweis auf die Schlagworte tragen, unter denen sie aufgeführt werden sollen.

3) Die Signaturen müssen so beschaffen sein, daß man sie nicht korrekt abschreiben kann, nach Möglichkeit so viele Ziffern und Buchstaben, daß man beim Ausfüllen des Bestellzettels nie genug Platz für die letzte Chiffre hat und sie für unwichtig hält; so daß dann der Schalterbeamte den Zettel als unvollständig ausgefüllt zurückgeben kann.

4) Die Zeit zwischen Bestellung und Aushändigung eines Buches muß sehr lang sein.

5) Es darf immer nur ein Buch auf einmal ausgehändigt werden.

6) Die ausgehändigten Bücher dürfen, da mit Leihschein bestellt, nicht in den Lesesaal mitgenommen werden, so daß man sein Leben in zwei Teile aufspalten muß, einen für die Lektüre zu Hause und einen für die Konsultation im Lesesaal. Die Bibliothek muß das kreuzweise Lesen mehrerer Bücher erschweren, da es zum Schielen führt.

7) Es sollte möglichst überhaupt keine Fotokopierer geben; falls doch einer da ist, muß der Zugang weit und beschwerlich sein, der Preis für eine Kopie muß höher

sein als im nächsten Papiergeschäft und die Zahl der Kopien begrenzt auf höchstens zwei bis drei Seiten.

8) Der Bibliothekar muß den Leser als einen Feind betrachten, als Nichtstuer (andernfalls wäre er bei der Arbeit) und als potentiellen Dieb.

9) Fast das ganze Personal muß an irgendwelchen körperlichen Gebrechen leiden. Hier berühre ich einen heiklen Punkt, den ich keineswegs ironisch behandeln möchte. Es ist Aufgabe der Gesellschaft, allen Bürgern Arbeitsmöglichkeiten und Erleichterungen zu verschaffen, auch denen, die nicht mehr in der Blüte ihres Lebens oder im Vollbesitz ihrer Kräfte sind. Gleichwohl akzeptiert die Gesellschaft, daß zum Beispiel bei der Feuerwehr eine besondere Auswahl getroffen werden muß. In Amerika gibt es Universitätsbibliotheken, die alles tun, um den Behinderten die Benutzung zu erleichtern, durch schiefe Ebenen für Rollstuhlfahrer, Spezialtoiletten etc., wobei sie in ihrem Bemühen so weit gehen, daß die anderen gefährdet werden, die auf den schiefen Ebenen ausrutschen.

Gewisse Tätigkeiten in einer Bibliothek erfordern jedoch einige Kraft und Geschicklichkeit: das Klettern auf Leitern, das tragen schwerer Lasten etc., während es andere Verrichtungen gibt, die man jedem Bürger anbieten kann, der trotz mancher Behinderungen durch sein Alter oder durch andere Umstände noch eine sinnvolle Arbeit tun möchte. Ich werfe hier das Problem des Bibliothekspersonals auf, da es meines Erachtens dem der Feuerwehrtruppe viel nähersteht als dem des Personals einer Bank, und dies ist sehr

wichtig, wie wir noch sehen werden. Zunächst aber weitere Punkte.

10) Die Auskunft muß unerreichbar sein.

11) Das Ausleihverfahren muß abschreckend sein.

12) Die Fernleihe sollte unmöglich sein oder jedenfalls Monate dauern; am besten, man sorgt dafür, daß der Benutzer gar nicht erst erfahren kann, was es in anderen Bibliotheken gibt.

13) Infolge all dessen muß Diebstahl möglichst leicht gemacht werden.

14) Die Öffnungszeiten müssen genau mit den Arbeitszeiten zusammenfallen, also vorsorglich mit den Gewerkschaften abgestimmt werden: totale Schließung an allen Samstagen, Sonntagen, abends und während der Mittagspausen. Der größte Feind jeder Bibliothek ist der Werkstudent, ihr bester Freund einer wie Don Ferrante, der seine eigene Bibliothek besitzt, also keine öffentliche aufsuchen muß und dieser die seine bei seinem Ableben hinterläßt.

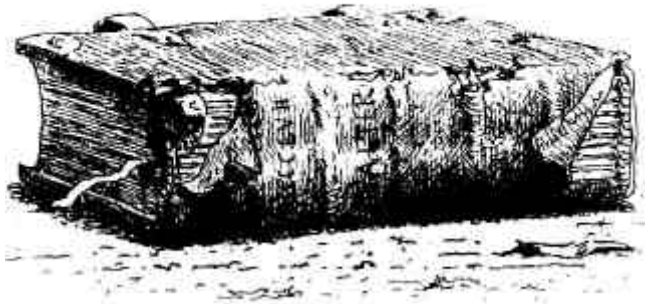
15) Es muß unmöglich sein, sich innerhalb der Bibliothek irgendwie leiblich zu stärken, und es muß auch unmöglich sein, sich außerhalb der Bibliothek zu stärken, ohne zuvor alle ausgeliehenen Bücher zurückgegeben zu haben, um sie dann nach der Kaffeepause erneut zu bestellen.

16) Es muß unmöglich sein, das einmal ausgeliehene Buch am nächsten Tag wiederzufinden.

17) Es muß unmöglich sein zu erfahren, wer das fehlende Buch ausgeliehen hat.

18) Es darf möglichst keine Toiletten geben.

19) Ideal wäre schließlich, wenn der Benutzer die Bibliothek gar nicht erst betreten könnte; betritt er sie aber doch, stur und pedantisch auf einem Recht beharrend, das ihm aufgrund der Prinzipien von 1789 konzediert worden ist, aber noch nicht Eingang ins kollektive Bewußtsein gefunden hat, so darf er auf keinen Fall, nie und nimmer, außer bei seinen raschen Konsultationen im Lesesaal, Zugang zu den Bücherregalen selbst haben.



Gibt es heute noch solche Bibliotheken? Ich überlasse die Antwort dem Leser, auch weil ich gestehen muß, daß ich - verfolgt von zarten Erinnerungen (an Studien in der Biblioteca Nazionale zu Rom, als sie noch existierte, mit grünen Lampen auf den Tischen, oder an Nachmittage voll erotischer Spannung in der Sainte-Geneviève oder in der Bibliothèque de la Sorbonne) - heute nur noch recht selten in Bibliotheken gehe, jedenfalls in Italien; nicht aus polemischen Gründen, sondern weil ich, wenn ich in Bologna bin, meist zuviel Arbeit habe, und im Seminar kann man einen Studenten bitten, das gewünschte Buch zu besorgen und zu fotokopieren; und wenn ich in Mailand bin, was höchst selten der Fall ist, gehe ich immer nur in die Städtische Bibliothek, weil sie den praktischen Einheitskatalog hat. Im Ausland allerdings gehe ich häufig in Bibliotheken, denn wenn ich im Ausland bin, ist mein Beruf, ein Mensch im Ausland zu sein, das heißt, ich habe mehr Zeit als zu Hause, ich habe die Abende frei, und in vielen Ländern kann man abends in Bibliotheken gehen.

Statt also hier nun die Utopie einer perfekten Bibliothek auszumalen, von der ich nicht weiß, ob und inwieweit sie jemals realisierbar sein wird, will ich lieber von zwei nach Menschenmaß zugeschnittenen Bibliotheken berichten, die ich beide sehr schätze und, sooft ich irgend kann, besuche. Damit will ich nicht sagen, daß sie die besten der Welt seien und daß es nicht auch noch andere gäbe; es sind nur diejenigen, die ich zum Beispiel im vorigen Jahr mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufgesucht habe, vier Wochen lang die eine, die andere drei Monate lang. Es sind die Sterling Library

in Yale und die neue Bibliothek der Universität Toronto.

Sie sind sehr verschieden voneinander, mindestens so verschieden wie - um ein Beispiel aus Mailand zu nehmen - der Pirelli-Wolkenkratzer und Sant' Ambrogio, gerade auch in der Architektur: die Sterling Library ist ein neugotisches Kloster, die Universitätsbibliothek in Toronto ein Meisterwerk der modernen Architektur. Trotz aller Unterschiede will ich jedoch versuchen, die beiden zu einem Bild zu verschmelzen, um zu erklären, warum sie mir so gefallen.

Sie sind bis Mitternacht geöffnet, auch am Sonntag (die Sterling Library öffnet am Sonntag erst mittags und bleibt freitagabends geschlossen). In Toronto gibt es gute Verzeichnisse, auch eine Reihe von Bildschirmen und computerisierten Karteien, die leicht zu handhaben sind. In der Sterling sind die Verzeichnisse noch etwas antiquierter, aber Autoren- und Sachkatalog sind zusammengefaßt, so daß man zu einem bestimmten Thema beispielsweise nicht nur die Werke von Hobbes findet, sondern auch die Werke über Hobbes. Außerdem enthält der Katalog auch Hinweise auf die Bücher, die sich in anderen Bibliotheken der Gegend befinden.

Das Schönste an diesen beiden Bibliotheken ist aber, zumindest für eine bestimmte Sorte von Lesern, daß man Zugang zu den *stacks* hat. Mit anderen Worten, man muß das gewünschte Buch nicht erst lange bestellen, sondern man passiert mit einem Ausweis einen elektronischen Zerberus, nimmt einen Lift und gelangt direkt ins Magazin zu den Bücherregalen. Nicht daß man dort immer lebend wieder herauskommt, in

den Gängen der Sterling Library ist es zum Beispiel sehr leicht, einen Mord zu begehen und die Leiche irgendwo unter einem Regal mit Landkarten zu verstecken, wo sie erst Jahrzehnte später gefunden wird. Auch gibt es dort ein sehr raffiniertes Ineinander von Geschossen und Zwischengeschossen, so daß man nie weiß, ob man gerade in einem Stock oder in einem Zwischenstock ist, und folglich den Lift nicht mehr findet. Das Licht geht nur an, wenn man es anknipst, weshalb es passieren kann, daß man, wenn man den richtigen Schalter nicht findet, lange im Dunkeln umhertappt.

Anders in Toronto, dort ist alles taghell. Doch in beiden Bibliotheken geht der Benutzer frei umher, schaut sich die Bücher in den Regalen an, nimmt sich heraus, was er braucht und kann sich damit in Säle mit bequemen Sesseln begeben, um in aller Ruhe zu lesen. In Yale sind die Sessel nicht ganz so schön wie in Toronto, aber auch dort kann man die Bücher in der Bibliothek umhertragen, um sie zu fotokopieren. Fotokopiergeräte sind zahlreich vorhanden, in Toronto gibt es zudem ein Büro, das kanadische Dollars in Münzen wechselt, so daß man sich kiloweise mit Münzen versehen an seinen Fotokopierer stellen und sogar Bücher von sieben- bis achthundert Seiten kopieren kann. Die Geduld der anderen Benutzer ist grenzenlos, sie stehen und warten, ohne zu murren, bis man die letzte Seite kopiert hat.

Natürlich kann man die Bücher auch ausleihen, die Formalitäten sind rasch erledigt: nachdem man sich frei durch die acht, fünfzehn, achtzehn Geschosse der Bibliothek bewegt und sich die gewünschten Bücher

genommen hat, schreibt man die Titel auf einen Leihschein, gibt ihn bei einem Schalter ab und geht hinaus. Wer kann hinein? Jeder, der einen Benutzerausweis hat, und auch den erhält man leicht in ein bis zwei Stunden, wobei die Bürgschaft manchmal sogar nur telefonisch gegeben zu werden braucht. In Yale dürfen zwar die Studenten nicht ins Magazin, sondern nur ausgewiesene Wissenschaftler, aber für die Studenten gibt es dort noch eine weitere Bibliothek, die, abgesehen von sehr alten Büchern, ebensogut bestückt ist und wo die Studenten sich ebenso wie die Dozenten selber holen können, was sie brauchen. Insgesamt steht einem in Yale ein Kapital von acht Millionen Bänden zur Verfügung. Kostbare Manuskripte sind natürlich in einer besonderen Abteilung untergebracht und etwas weniger leicht zugänglich.



Warum ist nun der freie Zugang zu den Regalen so wichtig? Eines der Mißverständnisse, die den allgemeinen Begriff der Bibliothek beherrschen, ist die Vorstellung, daß man in eine Bibliothek geht, um sich ein bestimmtes Buch zu besorgen, dessen Titel man kennt. Natürlich kommt es oft vor, daß man in eine Bibliothek geht, weil man ein bestimmtes Buch haben will, aber die Hauptfunktion einer Bibliothek - jedenfalls meiner privaten Bibliothek und jeder, die wir im Hause von Freunden durchstöbern können - ist die Möglichkeit zur Entdeckung von Büchern, deren Existenz wir gar nicht vermutet hatten, aber die sich als überaus wichtig für uns erweisen. Gewiß kann man diese Entdeckung auch machen, wenn man den Katalog durchblättert, aber nichts ist aufschlußreicher und spannender, als eigenhändig die Regale zu durchstöbern, die womöglich alle Bücher zu einem bestimmten Thema enthalten (was man im Autorenkatalog nie hätte entdecken können), und neben dem Buch, desentwegen man gekommen ist, ein anderes Buch zu finden, das man gar nicht gesucht hatte, aber das sich als fundamental herausstellt. Mit anderen Worten, die Idealfunktion einer Bibliothek ähnelt ein bißchen derjenigen der Bouquinisten am Seineufer, bei denen man Trouvailles machen kann, und diese Funktion erhält sie nur durch den freien Zugang zu den Regalen.

Daraus ergibt sich, daß in einer solchen, dem Menschen gemäßen Bibliothek der am wenigsten frequentierte Saal der Lesesaal ist. Auf diesem Niveau sind auch gar nicht mehr viele Lesesäle notwendig, denn die Leichtigkeit des Ausleihens, des Fotokopierens, des Mit-nach-Hause-Nehmens der Bücher macht einen

Großteil der Aufenthalte im Lesesaal überflüssig. Oder es fungieren als Lesesäle (wie in Yale) die *refreshing areas*, die Cafeteria, das Seifservice-Restaurant im Untergeschoß, wohin man die Bücher mitnehmen darf, wo man also weiterarbeiten kann, an einem Tischchen sitzend mit einem Kaffee und einer Brioche, auch mit einer Zigarette, um die Bücher zu prüfen und zu entscheiden, ob man sie ins Regal zurückbringen oder ausleihen soll, ohne jede Kontrolle. In Yale wird die Kontrolle am Ausgang vorgenommen, von einem Angestellten, der mit eher zerstreuter Miene einen Blick in die Tasche wirft, die man hinausträgt; in Toronto sind die Buchrücken magnetisiert; der junge Student, der die auszuleihenden Bücher registriert, führt sie über ein Gerät, das die Magnetisierung entfernt, danach geht man durch eine elektronische Schleuse wie auf einem Flughafen, und wenn jemand den Band 108 der *Patrologia latina* in der Jackentasche versteckt hat, schrillt eine Klingel.

Natürlich ist in solchen Bibliotheken die Mobilität der Bücher sehr hoch, so daß es schwierig sein kann, das Buch zu finden oder wiederzufinden, das man gerade sucht oder das man am Vortag konsultiert hatte. Anstelle der allgemeinen Lesesäle gibt es sogenannte »Boxen«, separate kleine Arbeitsräume, die man sich geben lassen kann, wenn man wissenschaftlich arbeitet. Dort kann man seine Bücher aufbewahren und arbeiten, wann man will. In einigen dieser Bibliotheken kann man jedoch auch, wenn man ein Buch nicht findet, in wenigen Minuten erfahren, wer es ausgeliehen hat, und den Betreffenden anrufen.

All das hat zur Folge, daß es in diesen Bibliotheken

sehr wenige Aufseher und sehr viele Angestellte gibt, genauer gesagt eine Sorte von Funktionären, die halb richtige Bibliothekare und halb Hilfskräfte sind, gewöhnlich Studenten, die sich auf diese Weise, full-time oder part-time, ihr Studium verdienen. In einer Bibliothek, in der alle ständig umhergehen und sich Bücher aus den Regalen nehmen, bleiben dauernd irgendwo Bücher liegen, die nicht wieder eingestellt worden sind, also gehen diese Studenten mit enormen Drahtkorbwagen durch die Reihen, sammeln ein, was herumliegt, und kontrollieren, ob die Bücher mehr oder weniger da stehen, wo sie hingehören (sie tun es nie, was das Abenteuer der Suche steigert). In Toronto habe ich einmal fast keinen einzigen Band der *Patrologia latina* von Migne finden können; eine solche Zerstörung des Begriffs der Präsenzbibliothek würde einen sensiblen Bibliothekar verrückt machen, aber so ist es nun mal.

Für mich ist eine solche Bibliothek wie geschaffen, ich kann ganze Tage voller Seligkeit darin verbringen: Ich lese die Zeitung, nehme mir Bücher mit in die Cafeteria, gehe mir anschließend neue holen, mache Entdeckungen. Eigentlich war ich gekommen, um mich, nehmen wir an, mit englischem Empirismus zu befassen, statt dessen fange ich an, den Aristoteles-Kommentaren nachzugehen, irre mich im Stockwerk, gelange in eine Abteilung, die ich von mir aus nie betreten hätte, lauter medizinische Bücher, aber dann stoße ich unversehens auf Werke über Galenus, also mit philosophischen Querverweisen... So erlebt, wird die Bibliothek zu einem Abenteuer.

184
1849



Was sind aber nun die Nachteile dieser Art von Bibliotheken? Zweifellos Diebstähle und Zerstörungen: trotz aller elektronischen Kontrollen ist das Bücherklauen in einer solchen Bibliothek viel leichter als in einer der unseren. (Allerdings hat mir erst kürzlich der Direktor einer berühmten italienischen Bibliothek erzählt, man habe einen Dieb entlarvt, der sich fünfundzwanzig Jahre lang in aller Ruhe die schönsten Inkunabeln mit nach Hause genommen hatte: er besaß alte Bände mit Signaturen längst vergangener Bibliotheken, brachte sie mit, trennte die Seiten heraus, löste den Buchblock des zu stehenden Bandes aus dem Einband, legte ihn in den alten Einband und ging mit seiner Beute hinaus; auf diese Weise muß er sich in fünfundzwanzig Jahren eine wunderbare Bibliothek beschafft haben.)

Diebstahl ist überall möglich, aber ich glaube, das Prinzip einer offenen Bibliothek mit freier Zirkulation ist, daß sie den Diebstahl durch Ankauf neuer Exemplare wettmacht, auch wenn es sich um antiquarische Bücher handelt. Ein Millionärsprinzip, gewiß, aber ein Prinzip. Die Grundfrage ist, ob man will, daß die Bücher gelesen werden können, oder nicht; will man es und wird dann ein Buch gestohlen oder zerstört, so kauft man eben ein neues. Kostbare Handschriften werden selbstverständlich in besonderen Abteilungen aufbewahrt und besser geschützt.

Der andere Nachteil dieser Art von Bibliotheken ist: sie ermöglichen, fördern und beschleunigen die Xerozivilisation. Die Xerozivilisation, also die Zivilisation der Fotokopie, bringt zusammen mit allen Annehmlichkeiten, die das Fotokopieren bietet, eine Reihe von

ernsten Problemen für die Verlage mit sich, besonders in rechtlicher Hinsicht. Vor allem betreibt sie den Zusammenbruch des Urheberrechtsbegriffs. Gewiß gibt es noch Widerstände: geht man zum Beispiel in einer solchen Bibliothek, in der es Dutzende von Kopiergeräten gibt, zur offiziellen Kopierstelle, wo es billiger ist, und will sich ein ganzes Buch kopieren lassen, so bekommt man zu hören, das sei nicht möglich, weil es gegen das Urheberrecht verstoße. Aber wenn man genügend Kleingeld hat und sich das Buch selber kopiert, sagt niemand etwas. Außerdem kann man das Buch ausleihen und es zu gewissen Studentenkooperativen bringen, die es praktischerweise gleich auf gelochtes Papier kopieren, so daß man die Blätter nur noch in einen Ordner einzulegen braucht.

Auch in diesen Kooperativen wird einem manchmal gesagt, sie könnten nicht ganze Bücher fotokopieren (andere tun es freilich, es hängt ganz davon ab, wie genau sie es nehmen). Ich hatte das Problem ein paar mal mit meinen Studenten. »Wir brauchen von diesem Buch dreißig Kopien«, sagt mir einer, »aber im Copyshop weigern sie sich, es zu kopieren, weil im Impressum steht, daß es urheberrechtlich geschützt ist.«

»Na gut«, sage ich, »dann besorgt euch genügend Kleingeld, macht euch eine Kopie am Kopierautomaten, bringt das Buch in die Bibliothek zurück und laßt euch dann im Copyshop neunundzwanzig Kopien der Kopie machen. Eine Fotokopie ist nicht urheberrechtlich geschützt.«

»Daran hatten wir gar nicht gedacht.« Dabei ist es so einfach, neunundzwanzig Kopien einer Fotokopie macht einem jeder beliebige Copyshop.

Das hat sich mittlerweile auf die Politik der Verlage ausgewirkt. Jeder wissenschaftliche Verlag ist sich heute darüber im klaren, daß seine Bücher fotokopiert werden. Infolgedessen druckt er seine Bücher in kleinen Auflagen von höchstens ein- bis zweitausend Exemplaren, die 150 Dollar kosten und nur von den Bibliotheken gekauft werden, wo die anderen sie sich dann ausleihen und fotokopieren. Die großen holländischen Verlage für Linguistik, Philosophie, Kernphysik usw. lassen heute ein Buch von 150 Seiten gut und gern 50 bis 60 Dollar kosten, eines von 300 Seiten kann bis zu 200 Dollar kosten, es wird an den begrenzten Kreis der großen Bibliotheken verkauft, und der Verlag weiß mit Sicherheit, daß alle Studenten und Forscher nur mit Fotokopien arbeiten werden. Wehe dem Wissenschaftler, der seine Bücher für sich haben möchte, er könnte sie nicht mehr bezahlen. Die Folge ist, daß die Preise weiter steigen und die Verbreitung weiter abnimmt. Welche Garantie hat also der Verlag, daß seine Bücher in Zukunft noch gekauft und nicht bloß fotokopiert werden? Die Preise müssen niedriger als die Kopierkosten sein. Da jedoch das Kopieren immer billiger und die Kopien immer besser werden, ergibt sich für den Verlag das Problem, wenn er seine Bücher ans breite Publikum und nicht nur an Bibliotheken verkaufen will, daß er sie so billig wie möglich drucken muß, also auf extrem schlechtes Papier, das bald spröde wird und, wie Untersuchungen der letzten Jahre gezeigt haben, nach ein paar Jahrzehnten zerfallen sein wird (das hat schon begonnen: die Gallimards der fünfziger Jahre zerbröseln wie trockenes Brot, wenn man sie heute durchblättert).

Dies führt zu einem weiteren Problem, nämlich einer rigorosen Selektion von oben zwischen denen, die überleben werden, und denen, die man vergessen wird. Mit anderen Worten: Autoren, die in den großen internationalen Verlagen publizieren, deren Bücher nur in den begrenzten Kreis der Bibliotheken gelangen und bis zu 300 Dollar kosten, werden auf relativ gutes Papier gedruckt und haben Aussichten, in Bibliotheken zu überdauern und fotokopiert zu werden, während jene, die nur bei Verlagen publizieren, die sich ans breite Publikum wenden, also zu Billigausgaben neigen, aus dem Gedächtnis der Nachwelt verschwinden werden. Wir wissen noch nicht genau, ob das gut oder schlecht sein wird, zumal heute Publikationen, die von großen Verlagen zum Preis von 300 Dollar exklusiv für die Bibliotheken gemacht werden, nicht selten Publikationen auf Kosten des Autors sind, des Wissenschaftlers oder der Stiftung, die ihn fördert, was nicht unbedingt immer eine Garantie für den Wert und die Würde des Publizierenden ist. Kurzum, wir nähern uns durch die Xerozivilisation einer Zukunft, in der die Verlage - jedenfalls die wissenschaftlichen - fast nur noch für die Bibliotheken publizieren werden, und dessen sollten wir uns bewußt sein.

Dazu kommt auf der persönlichen Ebene eine Fotokopierneurose. Die Fotokopie ist etwas sehr Nützliches, aber oft stellt sie auch nur ein geistiges Alibi dar: wer die Bibliothek mit einem Stapel Fotokopien verläßt, hat in der Regel die Gewißheit, daß er sie nie alle wird lesen können, ja er wird sie nicht einmal alle wiederfinden, da sie leicht durcheinandergeraten, aber er hat das Gefühl, sich den Inhalt der Bücher angeeignet.

net zu haben. Vor dem Aufkommen der Xerozivilisation hatte er sich lange handschriftliche Exzerpte in riesigen Lesesälen gemacht, und davon war stets etwas in seinem Kopf hängengeblieben. Mit der Fotokopierneurose wächst die Gefahr, daß man ganze Tage in Bibliotheken vergeudet, um Bücher zu fotokopieren, die man nie lesen wird.



Ich beschreibe die negativen Auswirkungen jener dem Menschen gemäßen Bibliothek, in der ich trotzdem froh bin zu leben, wann immer ich kann, doch das Schlimmste wird kommen, wenn eine Zivilisation der Lesegeräte und Mikrofiches die Zivilisation des Buches total verdrängt haben wird. Vielleicht werden wir eines Tages noch jenen Bibliotheken nachtrauern, die von Zerberussen bewacht werden, die den Benutzer als Feind betrachten und ihn am liebsten von den Büchern fernhalten würden, aber in denen man wenigstens einmal am Tag einen gebundenen Gegenstand in die Hand nehmen konnte. Wir müssen uns also auch dieses apokalyptische Szenario vor Augen führen, um das Pro und Contra einer dem Menschen gemäßen Bibliothek abzuwägen.

Ich glaube, daß die Bibliothek der Zukunft mehr und mehr nach dem Maß des Menschen gestaltet sein wird, aber um nach dem Maß des Menschen gestaltet zu sein, muß sie auch nach dem Maß der Maschine gestaltet sein, vom Fotokopierautomaten bis zum Lesegerät, und dann wird es Aufgabe der Schule, der Kommunen etc. sein, die Jugend und die Erwachsenen im Gebrauch der Bibliothek zu unterweisen. Die rechte Benutzung der Bibliothek ist eine subtile Kunst, es genügt nicht, daß der Lehrer den Schülern sagt: »Wenn ihr die und die Arbeit macht, geht in die Bibliothek und holt euch das und das Buch.« Er muß den Schülern auch beibringen, wie man die Bibliothek benutzt, wie man ein Mikrofiche-Lesegerät benutzt, wie man einen Katalog benutzt, wie man sich mit den Verantwortlichen der Bibliothek auseinandersetzt, wenn sie ihre Pflichten versäumen, und wie man mit den Ver-

antwortlichen der Bibliothek zu deren und aller Wohl kooperiert.

Im äußersten Falle, wenn die Bibliothek nicht potentiell allen offenstehen soll, müßte man Kurse einrichten wie zum Erwerb des Führerscheins, Kurse, die den Respekt vor dem Buch vermitteln und die Fähigkeit, es zu konsultieren. Eine sehr subtile Kunst, die zu lehren Aufgabe der Schule und der Erwachsenenbildung werden muß, denn die Bibliothek ist, wie wir wissen, eine Sache der Schule, der Gemeinde, des Staates. Sie ist eine Frage der Zivilisation, und wir haben keine Ahnung, wie unbekannt das Instrument Bibliothek den meisten noch immer ist.

Wer in der heutigen Massenuniversität lebt, wo hochbegabte und weltgewandte junge Wissenschaftler mit anderen jungen Leuten zusammenleben, die zum ersten Mal mit der Welt der Kultur in Berührung kommen, kann unglaubliche Geschichten erleben. Zum Beispiel kommt da zu mir ein Student und sagt: »Ich kann dieses Buch in der Bibliothek von Bologna nicht konsultieren, weil ich in Modena wohne.« Ich weise ihn darauf hin, daß es auch in Modena Bibliotheken gibt. »Nein«, antwortet er, »da gibt es keine.« - Er hatte noch nie von einer gehört.

Oder es kommt eine Doktorandin und sagt: »Ich habe die *Logischen Untersuchungen* von Husserl nicht finden können, in den Bibliotheken gibt es sie nicht. « Ich frage, in welchen Bibliotheken sie gesucht hat. »Hier in Bologna«, sagt sie, »und auch in meiner Heimatstadt habe ich nachgesehen, da gibt es keinen Husserl.« Es kommt mir sehr merkwürdig vor, daß es die italienischen Übersetzungen von Husserl in der Uni-

versitätsbibliothek von Bologna nicht geben soll. »Na ja«, meint sie, »vielleicht sind gerade alle ausgeliehen.« - Oha, auf einmal lesen alle ganz gierig Husserl! Man sollte Vorsorge treffen, es wäre vielleicht ganz nützlich, seine Werke in mindestens drei Exemplaren dazuhaben . . . Etwas muß faul sein im Staate Dänemark, wenn eine Doktorandin die Werke von Husserl nicht finden kann und ihr nie gesagt worden ist, daß es in der Bibliothek vielleicht jemanden gibt, den sie aufsuchen könnte, um ihn zu fragen, was es mit diesem Mangel auf sich hat. Eine Dystonie, eine Störung im Kommunikationsverhältnis zwischen Bürger und Bibliothek.

Bleibt schließlich die Grundfrage: Will man die Bücher schützen oder will man, daß sie gelesen werden? Ich sage gar nicht, daß man sich entscheiden muß, sie schutzlos zur Lektüre freizugeben, aber man muß sie auch nicht so schützen, daß niemand sie lesen kann. Und ich sage auch nicht, daß man einen Mittelweg finden muß. Man muß sich entscheiden, welchem der beiden Ideale man Priorität geben will, danach wird man den Realitäten Rechnung tragen und überlegen, wie man das sekundäre Ideal verteidigt. Soll das primäre Ideal die Möglichkeit zur Lektüre der Bücher sein, so muß man versuchen, sie so gut es geht zu schützen, aber im Wissen um die damit verbundenen Risiken. Will man primär das Buch schützen, so muß man nach Wegen suchen, die seine Lektüre erlauben, aber im Wissen um die damit verbundenen Risiken.

In dieser Hinsicht hat eine Bibliothek die gleichen Probleme wie eine Buchhandlung. Es gibt heutzutage zwei Arten von Buchhandlungen. Zum einen die seriösen, noch mit echten Holzregalen, in denen man, kaum

eingetreten, von einem Herrn angesprochen und gefragt wird: »Ja bitte, was wünschen Sie?«, woraufhin man eingeschüchtert sofort wieder geht. In solchen Buchhandlungen wird vergleichsweise wenig geklaut. Aber dort wird auch wenig gekauft. Zum anderen gibt es die Supermarkt-Buchhandlungen, mit Plastikregalen, in denen man - besonders die Jugend - ungestört umhergeht, sich die Bücher ansieht, sich über Neuerscheinungen informiert, und dort wird viel geklaut, trotz aller elektronischen Kontrollen. Man kann dort Studenten dabei überraschen, wie sie einander zurauen: »He, schau mal, dieses Buch ist interessant, das gehe ich morgen klauen.« Dann werden einschlägige Informationen ausgetauscht, zum Beispiel: »Paß auf, wenn sie dich bei Feltrinelli erwischen, geht's dir schlecht.« - »Na gut, dann gehe ich eben zu Marzocco klauen, da haben sie jetzt einen neuen Supermarkt aufgemacht.« Die Manager solcher Buchhandelsketten wissen jedoch sehr wohl, daß ab einer bestimmten Größe eine Buchhandlung mit hoher Diebstahlquote auch eine Buchhandlung mit hohem Umsatz ist. In Kaufhäusern wird sehr viel mehr gestohlen als in Drogerien, aber Kaufhäuser sind Bestandteil großkapitalistischer Handelsketten, während Drogerien zum relativ einkommensschwachen Kleinhandel gehören.

Übertragen wir nun diese Fragen des wirtschaftlichen Profits auf solche des kulturellen Gewinns, der sozialen Kosten und Nutzen, so stellt sich dasselbe Problem für die Bibliotheken: größere Risiken in der Frage des Schutzes der Bücher einzugehen, um dafür alle sozialen Vorteile einer größeren Verbreitung der Bücher zu haben.

Wenn also die Bibliothek, wie es Borges will, ein Modell des Universums ist, so sollten wir versuchen, sie in ein dem Menschen gemäÙes Universum zu verwandeln, und dem Menschen gemäÙ, ich wiederhole es, heiÙt auch fröhlich, auch mit der Möglichkeit, einen Kaffee zu trinken, auch mit der Möglichkeit, daß Studentenpärchen einen Nachmittag lang auf dem Sofa sitzen können, nicht um sich dort abzuknutschen, sondern um einen Teil ihres Flirts zwischen Büchern auszuleben, Büchern von wissenschaftlichem Interesse, die sie sich aus den Regalen holen und wieder zurückstellen. Mit einem Wort: eine lustvolle Bibliothek, in die man gerne geht und die sich allmählich in eine große Freizeitmaschine verwandelt, wie das Museum of Modern Art in New York, wo man ins Kino gehen, durch den Garten schlendern, die Statuen betrachten und eine komplette Mahlzeit einnehmen kann.

Ich weiß mich einig mit der UNESCO: »Die Bibliothek . . . muß leicht zugänglich sein, ihre Pforten müssen allen Mitgliedern der Gesellschaft offenstehen, so daß jeder sie frei benutzen kann, ohne Ansehen von Rasse, Hautfarbe, Nationalität, Alter, Geschlecht, Religion, Sprache, Personen- und Bildungsstand.« Eine revolutionäre Idee. Und der Hinweis auf den Bildungsstand postuliert auch eine gewisse Erziehung, Beratung und Vorbereitung. Und noch etwas: »Das Gebäude, in dem die öffentliche Bibliothek untergebracht ist, sollte zentral gelegen sein, auch für die Behinderten leicht zugänglich und zu vernünftigen Zeiten geöffnet. Das Gebäude und seine Einrichtung müssen ansprechend, bequem und freundlich sein; und es ist vor allem

wichtig, daß die Leser direkten Zugang zu den Regalen haben.«

Wird es uns je gelingen, diese Utopie zu verwirklichen?



Titel des Originals: *De Bibliotheca*.

Der Text entstand als Festvortrag zum fünfundzwanzigjährigen
Jubiläum
der Mailänder Stadtbibliothek im Palazzo Sormani am 10. März 1981
und ist erschienen in: Umberto Eco, *Sette anni di desiderio* © Gruppo
Editoriale Fabbri-Bompiani, Sonzogno, Etas S.p.A., Milano 1983

Die Radierungen von Jules Chevrier
wurden dem Band *LES AMOUREUX DU LIVRE*
von F. Fertiault, Paris 1877, entnommen.

ISBN 3-446-14926-0

Alle Rechte vorbehalten

© 1987 Carl Hanser Verlag München Wien

Umschlag: Klaus Detjen

Satz: Gutfreund, Darmstadt

Druck und Bindung:

Frühmorgen & Holzmann, München

Printed in Germany